39. JAHRGANG · 2025 ISSN 0934-7720

systhema

MEINUNGEN · AUSTAUSCH · DISKUSSION 1



THEMENSCHWERPUNKT

Kreativität und Intuition

- *Kerstin Schmidt*
  Interview mit Jürgen Kriz
- *Wolfgang Loth*
  Intuition-im-Kontext – Bewegung im Dazwischen
- *Thomas Reyer, Sandra Anklam*
  Kreative Prozesse doppelt gerahmt: künstlerisch und systemisch
- *Alexandra Peischer*
  Schreiben als Schlüssel zu Kreativität und Intuition
- *Volker Kiel*
  Der Einsatz von analogen-bildhaften Verfahren in der Systemischen Beratung: Die Resonanzbildmethode

50 JAHRE IF WEINHEIM 1975-2025

systhema 1/2025 · 39. Jahrgang · Seite 6-14

Interview mit Jürgen Kriz

Kerstin Schmidt

Bei der Recherche zu Veröffentlichungen rund um die Themen Kreativität und Intuition im systemischen Diskurs bin ich auf interessante Veröffentlichungen von Jürgen Kriz gestoßen, die mich angeregt und neugierig gemacht haben. Die Fragen wurden schriftlich ausgetauscht.

Kerstin Schmidt: Zunächst einmal: Sie sind Begründer der sogenannten Personzentrierten Systemtheorie: Was sind die zentralen Aspekte Ihrer Theorie? Und welche Relevanz hat Ihre Theorie für die systemische Praxis?

Jürgen Kriz: Wenn wir hilfreich für Menschen sein wollen, die uns um Hilfe aufsuchen – nennen wir sie „Klient*innen" –, sollten wir möglichst keine wesentlichen Aspekte von dem ausblenden, was wir „Problemgeschehen" nennen wollen.

Systemiker*innen blicken meist auf interpersonelle Prozesse und auf psychische Prozesse sowie auf die Interaktion zwischen diesen. (Es sei denn, sie hängen dem Konzept der Autopoiese an – dann blenden sie die Interaktion eher aus.) In der Personzentrierten Systemtheorie wird darüber hinaus betont, dass Paare, Familien oder Organisationen vieles, was sie im kommunikativen Austausch benutzen, nicht selbst erfunden haben. Vielmehr greifen sie auf Bedeutungen von Wörtern, Metaphern, Erklärungsprinzipien und so weiter zurück – also auf vieles, was die Kultur (und Subkulturen wie Herkunftsfamilie oder Firmengeschichte) längst bereitgestellt hat. Auf der anderen Seite sind psychische Prozesse – und damit dann auch interpersonelle – von Stimmungen, Affekten und anderen organismischen Prozessen beeinflusst. Daher plädiert die Personzentrierte Systemtheorie dafür, mindestens diese vier Prozessebenen und ihre gegenseitigen Abhängigkeiten zu beachten, nämlich neben den psychischen und interpersonellen Prozessen auch deren Einbettung in kulturelle und körperliche Prozesse.

Darüber hinaus ist die Unterscheidung zwischen zwei Perspektiven wichtig. Zum einen, die 1.-Person-Perspektive – damit sind die Empfindungen, Bedürfnisse und Wahrnehmungen des Subjekts gemeint. Zum anderen die 3.-Person-Perspektive – dies sind die Beschreibungen von Beobachtern. Diese Unterscheidung finden wir beispielsweise bei „Befindlichkeiten" und „Befunden". Beide Perspektiven sind wichtig, aber viele Menschen nehmen sich selbst fast nur aus einer objektiven Perspektive wahr, reden also über ihre Befunde und haben nur schwer Zugriff auf ihre Befindlichkeiten.

Wenn wir das Geschehen verstehen wollen, das uns und andere bestimmt, so brauchen wir mehr Achtsamkeit für die Prozesse, die uns zumindest im Alltagsbewusstsein nicht so gut zugänglich sind. Allerdings richtet sich die Debatte um die Achtsamkeit und entsprechende Vorgehensweisen zu deren Förderung fast ausschließlich auf die Bewusstmachung innerer Prozesse. Viele systemische Prozesse und deren Wirkung sind uns aber ebenfalls im Alltag wenig bis gar nicht bewusst. Neben einer Achtsamkeit „nach innen" ist eine Achtsamkeit „nach außen" genauso wichtig.

Letztlich reicht es nicht, die Prozessebenen einfach aufzureihen; sondern für ein tieferes systemisches Verständnis ist auch ein gutes Modell wichtig, wie diese Ebenen zusammenwirken. Das ist ebenfalls ein Anliegen der Personzentrierten Systemtheorie. Denn damit lässt sich verständlich machen, warum Menschen leidvolle interpersonelle und psychische Prozessstrukturen nicht einfach immer selbst überwinden – was oft genug geschieht – sondern es professioneller Hilfe bedarf und was diese tun kann.

Ich denke, damit ist unmittelbar einsichtig, dass dieses Konzept für die Praxis hoch relevant ist. Jedenfalls war ich nie ein Fan von hocheloquenten, ästhetisch schönen Theorien, die über den Wolken schweben und für die eine Verbindung zu den bodenständigen Problemen von uns Menschen auf der Erde gleichgültig ist. Auf der Basis von vielen Beiträgen zu spezifischen Fragen der Personzentrierten Systemtheorie habe ich 2017 eine vorläufige Gesamtdarstellung publiziert, in der natürlich auch implizit wie explizit viel zu Fragen der Kreativität und Intuition zu finden ist.

K.S.: Im Jahre 2013 haben Sie einen Text über Kreativität und Intuition veröffentlicht, in dem Sie u. a. eine Einordnung in systemtheoretische Perspektiven vornehmen. Darin beschreiben Sie die Welt als „komplexe und chaotische Reizwelt", in der wir Menschen nur existieren können, wenn wir diese Komplexität ständig reduzieren und transformieren in für uns „geordnete Welten". Dadurch könne jedoch auch „Über-Stabilität" entstehen, die Neues verhindere. Was meinen Sie genau damit?

J.K.: Der Beitrag von 2013 ist ein Buchkapitel, das als Nachschrift eines Vortrags auf dem internationalen Kongress in Heidelberg 2012 entstanden ist. Ich fand und finde den Kongresstitel „Wie kommt Neues in die Welt?" sehr merkwürdig. Betonen wir als Systemiker*innen doch – in Übereinstimmung mit Weisheitslehren unterschiedlicher Kulturen und Zeiten mit moderner abendländischer Naturwissenschaft – weniger das Ding-hafte unserer Welt, sondern das Prozess-hafte. Wenn wir das aber ernst meinen, ist die Welt in jedem Moment einmalig und voller Neuigkeiten. Die Frage sollte somit eigentlich nicht lauten: „Wie kommt Neues in die Welt?", sondern vielmehr: „Wie erzeugen wir in einer stets

neuen Welt so viel Altes in unseren Köpfen, dass wir das Neue nicht sehen, verhindern, ungenutzt lassen?“

Da muss ich vielleicht etwas ausholen:

Wenn wir genau auf unsere Welt (einschließlich uns selbst) blicken, so müssen wir feststellen, dass beispielsweise kein Morgen jemals identisch mit irgendeinem anderen Morgen war; jeder Abend ist ebenso einmalig und neu; jeder Mensch und jede Begegnung sind einmalig. Wenn wir trotzdem von den „Abenden“ und den „Morgen“ reden oder von unserem Nachbarn, der meist „unfreundlich“ ist, beziehen wir uns auf Kategorien, die wir selbst erschaffen haben. Dies ist recht nützlich und praktisch. Denn ohne solche Kategorien, das heißt in einer Lebenswelt aus Einmaligkeiten, gäbe es keine Vorhersagen dessen, was uns erwartet, und bisherige Erfahrung würde uns nichts nützen. Es ist leicht einsichtig, dass wir in einer Erfahrungswelt aus wirklich einmaligen Situationen nicht überleben könnten. Wir brauchen gewisse Regelmäßigkeit, Ordnung und Vertrauen in das, was wir mit den Kategorisierungen erschaffen.

Diese notwendige Erfindung von Ordnung ist übrigens keineswegs nur Ergebnis menschlicher, kognitiver Tätigkeit. Schon einfachste Lebewesen, wie beispielsweise Pflanzen, reagieren auf das, was wir Frühling nennen, anders als auf den Sommer, den Herbst oder den Winter. Auch wenn jeder „Frühling“ in der Geschichte dieses Planeten einmalig war und sein wird, abstrahieren sie damit von vielen Aspekten dieser Einmaligkeit und fokussieren quasi auf wenige reduzierte Aspekte – beispielsweise auf „Temperaturerhöhung“ oder „Länge der Sonneneinstrahlung“. Dies ist ihr evolutionär erworbenes Programm, die ungeheure Komplexität unserer Welt recht einfach zu ordnen.

Beim Menschen kommen allerdings zu den evolutionär erworbenen Kategorisierungen auf körperlicher Ebene (z. B. Figur-Grund-Wahrnehmung, grammatische Regeln der Sprachströme, Kategorisierungen der Zuverlässigkeit von Bindungspersonen in Stresssituationen, usw.) vor allem Kategorisierungen, Reduktionen und Abstraktionen mithilfe unserer Sprache hinzu. Ohne Sprache, die mit ihren Wörtern Begrifflichkeiten, Metaphern, Erklärungs- und Verstehens-Prinzipien, soziale Regeln usw. transportiert, wäre unsere moderne gesellschaftliche und technische Welt gar nicht denkbar.

Ich habe das vor vielen Jahren in einem Buch „Chaos, Angst und Ordnung“ dargestellt: Eine zu prozesshaft, aus einmaligen Situationen bestehende Lebenswelt bietet keine Sicherheit. Es macht Angst, wenn in jedem Moment etwas Neues passieren könnte. Daher reduzieren wir das unfassbar komplexe Geschehen aus Einmaligkeiten auf wenige Aspekte und machen es damit fassbar. Vor allem mittels Sprache schaffen und festigen wir interpersonell verlässliche Kategorien. Dieses gute kulturelle Sicherungsprogramm können wir aber auch übertreiben: Wir erleben und betrachten die Welt dann vorwiegend durch die Brille der Kategorien und Regelmäßigkeiten. Der Blick auf das Einmalige, auf das Prozesshafte, auf das stets Neue geht dabei verloren.

Als Systemtherapeut*innen erleben wir das in der Paartherapie, wenn wir einen Partner fragen „Haben Sie gehört, was Ihr Partner gerade gesagt hat?“ und die Antwort kommt „Nein, nicht so genau – als er anfing, wusste ich schon, wie es weitergeht“. Hier ist die nützliche Stabilität, oft schon zu wissen, was der Partner will und meint, einer Überstabilität gewichen. Denn solches „Wissen“ gibt der Beziehung zwar Vertrauen und entlastet davon, immer wieder neu alles miteinander klären zu müssen – es erstickt aber auch das Neue, das dann gar nicht mehr wahrgenommen wird.

Als Quintessenz würde ich sagen: Kreativität muss nicht gelernt, geweckt oder gefördert werden. Wir sollten eher behilflich sein, die Dynamik zu verändern, die das stets Neue durch Reduktion auf das vermeintlich Bekannte in der Wahrnehmung und Erfahrung weg-kategorisiert und behindert.

K.S.: Vor diesem Hintergrund: Was verstehen Sie unter Kreativität? Und was kann Sie Ihres Erachtens bewirken?

J.K.: Für mich bedeutet Kreativität demnach ein Zurücktreten von dem Hang, immer alles in bereits bekannte Regeln und Ordnungen bringen zu wollen – und damit den Blick für das stets Neue – an Einzelaspekten oder an Strukturen – wieder frei zu bekommen.

Das Verharren in bekannten Ordnungen, Regeln, Erklärungen etc. ist hoch effizient – solange alles funktioniert und die Bedingungen, unter denen diese nützlich sind, sich nicht wesentlich ändern. Das aber ist untypisch. Denn unsere Welt verändert sich ständig und gibt damit für den Einzelnen, das Paar, die Familie oder die Organisation quasi „Entwicklungsaufgaben“ vor: Auf bedeutsame Veränderungen muss das System mit Strukturveränderungen reagieren. Dies geschieht, wenn ein Übergang von einer alten Ordnung in eine neue Ordnung gelingt. Es geht um das „stirb und werde!“, das in vielen Weisheitslehren im Zentrum steht – und übrigens auch ein zentraler Aspekt der Personzentrierten Systemtheorie ist.

K.S.: Sie verweisen in diesem Zusammenhang auch auf die Bedeutung von Intuition. Bereits im Jahre 2001 hatten Sie zu dazu einen Artikel in der *systhema* veröffentlicht. Welche Ihrer damaligen Gedanken halten Sie heute noch für aktuell? Und wo hat sich Ihre Haltung dazu möglicherweise verändert bzw. erweitert?

J.K.: Ich habe damals bereits kritisch angemerkt, wie schwer sich unsere abendländische Kultur auf Prozesse der Intuition einlassen kann. Dies liegt an ihrem Fokus auf verdinglichende Sprache sowie an ihren Metaphern und Prinzipien aus der klassischen, mechanistischen Wissenschaft – die unsere Alltagswelt durchdrungen hat und mit ihr verflochten ist: Danach soll am besten alles rational durchgeplant werden, was in hohem Maße kreative Anpassungen an nicht-planbare Veränderungen der Bedingungen sehr erschwert. Ich habe dafür plädiert, entsprechend nicht-verbale, stärker körperlich-sinnliche Prozesse berücksichtigende Vorgehensweisen in die therapeutische Arbeit zu integrieren.

Beides halte ich nach wie vor für relevant. Was sich inzwischen stark erweitert hat, ist mein Verständnis und damit meine Aufmerksamkeit für das ungeheure Ausmaß an körperlich basierten Strukturierungsprozessen – also für die Basis und wissenschaftliche Rechtfertigung des hohen Ausmaßes an Intuition, über das wir verfügen können, wenn wir es nicht durch Klammern an sprachliche Kategorien behindern. So haben wir in Osnabrück schon viele Jahre vor 2001 mit Aufstellungen gearbeitet (bei Patientinnen im Landeskrankenhaus). Warum das funktioniert und hilfreich ist, habe ich erst später tiefer verstanden.

K.S.: Der Begriff „Intuition" wurde und wird ja recht kontrovers diskutiert; Arist von Schlippe sprach sich 2012 gar für eine Ersetzung durch den Begriff „Vermutung" aus. Was ist aus Ihrer Sicht wertvoll an diesem kritischen Diskurs?

J.K.: Kritische Diskurse sind immer gut. Denn auch in der Therapie werden viele Begriffe als Kategorien verwendet, deren Bedeutung in der Dynamik drohen, eingeengt und damit missverstanden zu werden. Arist von Schlippe hat sich gegen eine alltagssprachliche Verwendung des Begriffes „Intuition" gewendet, die sich gegen Kritik immunisiert und zur Machtausübung eingesetzt wird (wie es beispielsweise in Bereichen der Aufstellungsarbeit zu finden war). Da stimmen wir beide fraglos überein. Mir wäre „Vermutung" aber ein zu rational-kognitiv konnotierter Begriff. Es geht mir gerade darum, dass Intuition kein intellektueller Schluss ist, sondern eher die evolutionär erworbene Weisheit des Körpers nutzt, über die wir beispielsweise durch die moderne Säuglingsforschung in den letzten Jahren so unglaublich viel gelernt haben.

K.S.: Mit Blick auf therapeutische und beraterische Prozesse nennen Sie Beschreibungen wie „schöpferisches Chaos" (2005) und „sinnliche Komplexitätserweiterungen" (2013) und plädieren für die bewusste Gestaltung von „Spielräumen", um Menschen wirkungsvoll in Veränderungsprozessen zu begleiten. Was verbirgt sich hinter diesen Begriffen?

J.K.: Es gibt zahlreiche Berichte, dass Menschen besonders dann intuitiv neue Kreationen „eingefallen" sind, wenn die stabilisierenden Reduktionen unserer begrifflich-logisch dominierten Alltagswelt ein wenig aufgelockert sind: unter der Dusche, beim Einschlafen oder Aufwachen. Solche Situationen kann man aber natürlich in der beraterischen Arbeit nicht gezielt herbeiführen, wohl aber die Essenz ihrer Wirkung: Es geht darum, sich nicht zu früh und zu schnell bei der Lösungsfindung für Aufgaben – auch: Entwicklungsaufgaben, wie ich gerade sagte – durch Kategorien der Sprache, der Ratio und der Logik den Blick auf Neues verstellen zu lassen und damit die Komplexität der Situation auf Altes zu reduzieren. Das bedeutet konkret, die reduzierende Wirkung der Sprache zunächst zu umgehen. Hierfür bieten sich Vorgehensweisen an, welche die Achtsamkeit für körperliche Vorgänge erhöhen oder gleich die sinnlich-kreative Ausdrucksweise im künstlerischen Tun nutzen. Beispielsweise hat mein verstorbener Schweizer Freund Herbert Eberhart das „Dezentrieren" als Technik entwickelt, wo der Klient gebeten wird, mit einem breiten Angebot von Materialien irgendetwas zu gestalten, möglichst ohne verstandesmäßige Kontrolle. Danach wird dieser Prozess und die Lösung, also das Gestaltete, dialogisch daraufhin untersucht, ob es etwas mit dem gestellten Problem zu tun haben könnte.

Künstlerisch, spielerisch, sinnlich-körperlich werden hier ganzheitliche Vielfalten von Strukturierungsmöglichkeiten deutlich, die eben noch nicht rational-logisch auf bekannte Kategorien reduziert sind. Es lohnt sich, diese vielen Möglichkeiten nicht auszublenden – selbst wenn sie noch nicht evidenzbasiert im Labor mit dem Paradigma experimenteller Psychologie untersucht und einwandfrei bewiesen worden sind.

K.S.: Neuere Ansätze aus dem systemischen Fachdiskurs und der Beratungspraxis wie Design Thinking, New Work und Agilität setzen verstärkt auf die Funktion und den Nutzen von Kreativität. Wie sehen Sie diese Entwicklungen? Welche Chancen und eventuell auch Risiken sind laut Ihrer Einschätzung damit verbunden?

J.K.: Wenn diese Begrifflichkeiten und die oft damit verbundenen programmatischen Vorgehensweisen den Diskurs beleben und das Spektrum an Möglichkeiten beraterischen Vorgehens erweitern, kann ich das nur begrüßen. Denn noch immer sind die Aspekte kreativen Vorgehens, über die wir hier gesprochen haben, keineswegs überall selbstverständlich. Alles, was daher zur Überwindung von rigiden Ursache-Wirkungs-Modellen beiträgt, halte ich für förderlich.

Leider werden diese Begriffe und ein unklares Spektrum an damit gemeinten Konzepten oft nicht zur Klärung von Vorgehensweisen, sondern rein zur Werbung mit wohlklingenden Sprachhülsen verwendet. Oft gespickt mit Pseudoanglizismen und weiteren toll klingenden, aber inhaltsleeren Elementen aus dem Arsenal der Phrasendrescher. Schaut man auf die vollmundige Werbung mancher Beratungs- und Coachingangebote im Internet, so werden diese Begriffe oft nicht als Anregung für Berater*innen verwendet, ihr eigenes kreatives

Vorgehen zur erweitern, sondern als Tools. Da werden dann Schritte vorgegeben, deren Befolgung zu optimalen Ergebnissen führt.

Sowas nützt natürlich niemandem – mit Ausnahme des Anbieters vielleicht. Es bringt dann eher diese Konzepte in Verruf, da sie einem ernsthaften Diskurs entzogen werden und man sich schwer traut nachzufragen, was denn im betreffenden Kontext genau damit gemeint ist. Kurzum: Ich würde dafür plädieren, solche Begriffe zurzeit noch sehr vorsichtig zu verwenden, bis mehr Klärung und Konsens über deren genauere Bedeutung erreicht ist.

K.S.: Welche Themen in Bezug auf die systemische Praxis und Theorie haben Sie persönlich in den letzten Jahren besonders beschäftigt und in welcher Weise?

J.K.: Nachdem es endlich gelungen ist, dass die Systemische Therapie in Deutschland nicht länger ausgegrenzt und den Patient*innen vorenthalten wird (was leider für die Humanistische Psychotherapie noch immer der Fall ist), wäre es wichtig, wachsam zu sein, dass sie nicht zu sehr von Strukturen und Ideologien des medizinisch-pharmakologischen Krankheits- und Gesundheitsverständnisses beeinträchtigt wird. Vielleicht gelingt es ja sogar andersherum: dass Systemische Therapie dazu beiträgt, die rigiden und verkrusteten Strukturen eines bürokratisch durchorganisierten Verständnisses von Gesundheit, Therapie, Psychotherapie-Wirksamkeitsforschung usw. zu überwinden. Denn gerade in Deutschland werden ja die kreativen Möglichkeiten und ihre Vielfalt zum Nutzen der Patient*innen durch administrative Zwangsvorschriften eher ausgebremst.

Hier habe ich mich in den letzten Jahren als jemand gesehen, der die Stimmen dieser Wachsamkeit unterstützt. Gottlob gibt es ja im Bereich Beratung oder Coaching keine so verkrusteten Institutionen, die kreative Entwicklungen vor allem zu verhindern suchen – und hier ist der systemische Ansatz besonders stark.

Ich bin aber gerade dabei, mich altersbedingt aus den unguten Grabenkämpfen zurückzuziehen und meine Kraft eher in die Ausdifferenzierung der Personzentrierten Systemtheorie zu stecken. Da gibt es noch sehr viele Detailfragen und Anwendungsbereiche, die genauer untersucht und präziser gefasst werden sollten. Wenn ich mein Hauptthema auf einen Satz zusammenfassen sollte, so geht es um die Frage: „Wie bringen wir Menschen inneres Erleben adäquat zur Sprache?“. Wobei „inneres Erleben“ keineswegs nur Stimmungen und Affekte aus dem Organismus heraus meint, sondern ebenso die erlebten Wirkungen von interpersonellen Dynamiken, kulturellen Eingebundenheiten und den sogenannten „objektiven“ Bedingungen, die als materielle oder soziale Strukturen beobachtbar sind. Für beides brauchen wir die Förderung von Achtsamkeit, weil sie uns im Alltag zwar in hohem Maße beeinflussen, uns dies aber bewusstseinsmäßig in hohem Maße verborgen ist.

K.S.: In Anbetracht der aktuellen Weltlage und den damit verbundenen Herausforderungen: Welches Potenzial liegt Ihrer Meinung nach in der menschlichen Fähigkeit zur Kreativität? Und um was könnte es in der jetzigen Zeit sonst noch gehen?

J.K.: Gerade bei wichtigen Entscheidungen im politischen Raum hören wir allzu oft das Wort „alternativlos“. Damit wird dann an einer althergebrachten Sicht- oder Vorgehensweise festgehalten und ein Diskurs über andere Sichtweisen und kreative Alternativen unterdrückt – obwohl diese vielleicht zu anderen, gar besseren, Lösungen führen könnten. In den zahllosen Kriegen, in der Bewältigung des Klimawandels, in der Verbesserung der Energieeffizienz, im Schutz demokratischer Werte, im Miteinander der Menschen, Organisationen, Völker und Kulturen könnten wir durchaus mehr Kreativität gebrauchen. Was zunächst einmal bedeutet, überhaupt die Diskurse nicht auf das Beibehalten „alternativloser“ Perspektiven zu beschneiden, sondern Offenheit, Multiperspektivität, Achtung unterschiedlicher Sichtweisen und Werte zu fördern.

K.S.: Welchen (kreativen) Impuls möchten Sie den Leser*innen mit auf den Weg geben?

J.K.: Ich finde den Kalenderspruch „Es gibt nichts Gutes – außer man tut es“ gar nicht so schlecht: Trotz der eben angesprochenen globalen und lokalen Widrigkeiten, die einem den Mut nehmen können, sich kreativ für bessere Lebensbedingungen einzusetzen, gibt es doch gerade im Kleinen immer wieder recht viele Freiräume – die vielleicht auch nur recht klein und unbedeutend erscheinen mögen – etwas zum Besseren zu verändern. Den Mut, dies immer wieder zu nutzen und zu realisieren, sollten wir uns nicht nehmen lassen. Und dazu möchte ich alle Leser*innen ermuntern, auch gerade jene, die dies ohnedies wissen: Solidarische gegenseitige Versicherung der gemeinsamen Interessen ist beispielsweise etwas, was wir alle immer und immer wieder brauchen können.

K.S.: Und was ist Ihnen zum Schluss noch wichtig zu sagen?

J.K.: Schlussworte mit „Wichtigem“, noch dazu gedruckt, verführen dazu, dies als zu befolgende Botschaft oder richtige Deutung der Welt aufzufassen – und das würde eigenes kreatives Handeln nicht fördern, sondern eher behindern. Ich wünsche uns allen, dass wir noch mehr Mut, Zeit, Geduld und Achtsamkeit aufbringen, um dem nachzuspüren, wo und warum wir uns im Alltag und bei der Arbeit mit anderen Menschen in unserer Kreativität unbotmäßig beschränken.

K.S.: Vielen herzlichen Dank für die Zeit, die Sie sich genommen haben!

Literatur

Eberhart, H. (Hrsg.) (2007). Kunst wirkt: Kunstorientierte Lösungsfindung in Beratung, Therapie und Bildung. Zürich: EGIS-Verlag.

Eberhart, H. & Knill, P. (2010). Lösungskunst: Lehrbuch der kunst- und ressourcenorientierten Arbeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kriz, J. (2001). Intuition in therapeutischen Prozessen. Systhema 15(3), S. 217-229.

Kriz, J. (2013). Kreativität und Intuition aus systemischer Sicht. In: Fischer, H.R. (Hrsg.). Wie kommt Neues in die Welt? Phantasie, Intuition und der Ursprung von Kreativität. Braunschweig: Velbrück, S. 197-208.

Kriz, J. (2017). Subjekt und Lebenswelt. Personzentrierte Systemtheorie für Psychotherapie, Beratung und Coaching. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

***Jürgen Kriz**, Jg. 1944, ist emeritierter Professor für Psychotherapie und klinische Psychologie der Universität Osnabrück; Gastprofessuren in Wien, Zürich, Berlin, Riga, Moskau und den USA, Ehrenmitglied mehrerer psychotherapeutischer Fachgesellschaften (auch der SG), Autor von 350 Fachbeiträgen und 25 Büchern. Preise u. a.: Viktor-Frankl Preis (Wien 2004), Egnér Preis (Zürich 2019), Bundesverdienstkreuz (2020). Mit Welter-Enderlin, Boscolo & Cecchin sowie Stierlin im Wiss. Beirat des IF Weinheim (bis 1993).*



Foto: Eberhard Weible, pullpix